

1 Einleitung

Ein Spiegel wurde mir vorgehalten, als ich im Juli 2023 das Schauspielhaus Frankfurt betrat.¹ Denn nicht allein das Theaterpublikum war im Begriff, seine Plätze einzunehmen. Auch auf der Bühne waren schemenhaft erkennbare Gestalten dabei, sich auf lose und vereinzelt angeordneten, *en face* zum Publikum ausgerichtete Stühle zu setzen. Wie versteinert schienen die Gestalten die Besucher:innen zu taxieren, und ich taxierte sie, wie sie mir gegenüber saßen: ihre grünlich-schimmernde Abendgarderobe, bestehend aus Kleid oder Smoking, ihre Perücken, dunkel gelockt oder auch lang und rot, ihre Bewegungen: mechanisch-starr, ihre durch einen Morphsuit kaltweiß maskierte Haut, und die somit konturlosen Stellen, an denen ich vergeblich ihre Gesichter zu erkennen hoffte. Obwohl ich selbst im Dunkeln saß, fühlte ich mich beinahe vorgeführt in dem Kleid, das ich selbst für diesen Abend zu Tragen gewählt hatte. Es wurde zur zweiten Seite einer Münze, ohne die die erste Seite, das Geschehen auf der Bühne, für mich seine Bedeutung verlöre. Erst mein Kleid lässt das Kleid auf der Bühne zu meinem Spiegelbild werden; ich erkannte mich selbst, und ich werde mir bewusst, anhand welcher Markierungen. Das *mir* Eigene wurde mir *vorgeführt*, während es andernfalls in seiner *Normalität* nur schwer zu erkennen ist.

Dabei sei die Beschließung der modernen Ordnung der Welt über die Exklusion des Anderen, also *ex negativo*, erläutert Zygmunt Bauman, eine Praxis, die „sich ihrer selbst bewußt ist, bewußt, eine bewußt-

1 Meine Seherfahrungen basieren auf den Vorstellungen vom 15.07.23 im Schauspielhaus Frankfurt und vom 02.04.23 im Festspielhaus Hellerau, Dresden.

te Praxis zu sein². Die Ambivalenz, als das, was „der Klassifikation trotz und die Sauberkeit des Rasters zerstört“³, sei dabei ein notwendiges Nebenprodukt der Klassifikationsarbeit, so Bauman. Was bei permanenter Negation als Definition, bei Funktionalität durch Dysfunktionalität bleibt, ist zum Ersten das radikal exkludierte *Andere*, zum Zweiten ist es das *Ambivalente*. Zum Dritten bleibt jenes, was sich als Nicht-Ausgeschlossenes und als Nicht-Ambivalentes in einem permanenten Prozess des Sich-Entziehens befindet. Die Ordnungspraxis der Moderne sei ständig „auf der Hut vor der Leere, die sie zurücklassen würde, wenn sie innehalten oder auch nur nachlassen würde“⁴, so Bauman. In dieser Arbeit möchte ich mich jener sich fortlaufend abgrenzenden und vielleicht auch nur vermeintlichen Leere widmen. Sie gilt es zu untersuchen als das, was eben nicht im veränderten Außen liegt, sondern als jenes, was als das *Eigene* und das *Normale* alltäglich angenommen wird.

In Bezug auf den Menschen scheint der modernen und zeitgenössischen Verwendung des Begriffs *normal* jedoch eine bis in die Essenz vordringende kategorische und kategorisierende Urteilskraft innezuwohnen. Zudem ist das Normale eine höchst flexible und dazu unauffällige Differenzierung: Der Begriff des Normalen bietet die Innenseite zu Begriffen wie deviant und anormal, zu Über- oder Untergewicht, zum Gering- oder Besserverdiener, zu Genie und Wahnsinn oder auch zum Besonderen. In diversen *Bezugsfeldern* bildet er das begriffliche Innen und zielt so auf eine allumfassende, in vielerlei Hinsichten differenzierende Grundgesamtheit ab.

Ebenso die Begriffsimplicationen des Normalen sind dabei mannigfaltig. Etymologische Ursprünge des Wortes *normal* finden sich im Altgriechischen mit dem Wort *γνώμων* (*gnōmōn*), was sich als ‚Maßstab‘ übersetzen lässt, aber auch den Schattenanzeiger einer Sonnenuhr bezeichnet. Dabei entstammt es dem Verb *γινώσκω* (*gignōskō*), was so viel wie ‚erkennen‘ oder ‚wissen‘ bedeutet. Als einen weiteren Ursprung

2 Bauman (1996), S. 17.

3 Bauman (1996), S. 29.

4 Bauman (1996), S. 17.

tet], sondern von *nomos*, Gesetz, über die Zusammensetzung *a-nomos* ableitete.¹² Schließlich sei das Adjektiv *anomal* aus dem Gebrauch gekommen und es sei vermehrt das Adjektiv *anormal* in Paarung mit dem Substantiv *Anomalie* verwendet worden.¹³ So komme es zu einer Vermischung der deskriptiven und der normativen Bedeutungsebene, oder, wie Ian Hacking es fasst: „One can, then, use the word ‚normal‘ to say how things *are*, but also to say how they *ought* to be. The magic of the word is that we can use it to do both things at once.“¹⁴ Zu der Zeit um 1800 ist es also zu einer Bedeutungsverschiebung oder Bedeutungsverdopplung des Normalen gekommen, bzw. zu einer Bedeutungsvertauschung, wie Canguilhem konstatiert,¹⁵ die deskriptive und normative sowie qualitative und quantitative Aspekte zueinander in Bezug setzt und verschwimmen lässt. Durch die Vermischung des deskriptiven (*anōmalía*) mit dem normativen Normalitätsbegriff (*gnōmōn/kanōn/norma*) kommt es zu einer Verfestigung und zu jener beinahe essentialistisch erscheinenden Differenzierung in Bezug auf den Menschen.

Durch die dem Begriff des Normalen inhärente Glattheit (*omalos*) ist der Differenzierungsakt, der heute mit dem Normalen vonstattengeht, also verunsichtbart, während diese Glattheit durch das zeitgenössische Verständnis des Normalen als das *Alltägliche* zusätzlich verstärkt wird: Der Begriff wird im zeitgenössischen Verständnis mit einer ahistorischen, panchronischen Alltäglichkeit ineins gesetzt.¹⁶ Dabei bedeutet Alltäglichkeit selbst bereits eine erste Grundlage zur Unterscheidung von Menschen: Die Trennung des Eigenen vom Fremden erscheint Julia Reuter zufolge „nicht pausenlos als Folge einer menschlichen Ordnungskonstruktion, sondern besitzt vielerorts den Status des ‚Selbstverständlichen‘.“¹⁷

12 Canguilhem (1974), S. 86.

13 Vgl. Canguilhem (1974), S. 86.

14 Hacking (1990), S. 163, meine Herv.

15 Vgl. Canguilhem (1974), S. 86.

16 Vgl. Link (1999), S. 255.

17 Reuter (2001), S. 10, Herv. im Orig.

delt, obschon der Begriff des Normalen dennoch sprachlich mehr oder weniger fixiert ist: Trotz seiner Verunsichtbarung im Sinne der Alltäglichkeit ist der Begriff des Normalen als ein Ausdruck der solchen in unser Bewusstsein und in unsere Sprache vorgedrungen.

Er ist zu einer *Kategorie* geworden, also zu einer der „Bezeichnungen, die Unterscheidungen ihrer situativen Kontexte entheben“²⁶, wie Hirschauer definiert. Laut Hirschauer ist Kategorienbildung die Darstellung einer Unterscheidung in der Sprache, ein explizites Unterscheiden.²⁷ Der Begriff des Normalen hat sich zwar als fester Bestandteil unserer Sprache und so als Kategorie herausgebildet und enthebt sich dem Situativen, aber dennoch bleibt er flexibel auf verschiedene Kontexte anwendbar.

Klassifikation letztlich sei explizites Kategorisieren, wobei die Nachhaltigkeit und Tragweite durch das Eingehen von (sprachlichen) Kategorien „in eine wissenschaftliche, rechtliche und bürokratische Ordnung“²⁸ steige. Der Begriff des Normalen hat heute in zahlreiche wissenschaftliche Diskurse und bürokratische Ordnungen Eingang gefunden, und er dient in starker Abhängigkeit vom Kontext als eine für diverse Bereiche zentrale Klassifizierung.

Seine zeitgenössische Bedeutungsvielfalt, seine mannigfaltige Verwendung in unterschiedlichen Kontexten und seine Flexibilität machen den Begriff des Normalen schwer greifbar. Gerade in seiner historischen Genealogie schwimmt immer wieder seine Bedeutung. Den im Begriff des Normalen historisch gewachsenen, impliziten Vorstellungen gilt es nachzuspüren, denn

Begriffe sind stets mehrdeutig, sie bündeln die vielfältigen geschichtlichen Erfahrungen und Sachbezüge. Die Vieldeutigkeit ge-

26 Hirschauer (2021a), S. 158.

27 Vgl. Hirschauer (2021a), S. 158. Das meiste, worauf sprachliche Kategorien angewandt würden, sei jedoch bereits vorher semiotisch markiert bzw. auf materieller Basis dissimiliert: „Zum Beispiel kann man ‚Geschlechter‘ nicht nur verschieden benennen, frisieren und kleiden, man kann sie auch verschieden ernähren, beschäftigen, trainieren und stimmlich differenzieren [...]“ (Hirschauer (2021a), S. 160).

28 Hirschauer (2021a), S. 160.

schichtlicher Wirklichkeit‘ geht in die ‚Mehrdeutigkeit eines Wortes‘ so ein, daß im Begriff Bedeutung und Bedeutetes zusammenfallen.²⁹

Auch in der Humandifferenzierung sind Begrifflichkeiten von Relevanz, denn sprachliche Kategorien seien „[d]as wichtigste Mittel der Ambiguitätsbewältigung [...]“³⁰, da sie die Unterscheidungen „wie Trampelpfade wiederholbar machen und verstetigen“³¹, so Hirschauer.

Deshalb möchte ich zunächst im hier anschließenden Kapitel 2 den historischen Trampelpfad des Diskurses um den Begriff des Normalen darlegen und nachzeichnen, wie er seinen Weg nicht nur in unsere Alltagswelt und unsere alltägliche Praxis, sondern auch in unsere Institutionen gefunden hat, wo er bisweilen klassifikatorische Zwecke erfüllt. Frühe theoretische und ausführlichere Überlegungen zum Normalen stellte Canguilhem an, und zwar erstmals im Jahre 1943; in einer erweiterten Fassung erschien *Das Normale und das Pathologische* nochmals 1966. Canguilhem zeichnet zunächst den historischen Prozess einer Normalisierung nach und verweist auf den „historische[n] Übergang von einer qualitativen zu einer quantitativen Größenmessung“³². Hacking erläutert, wie sich in einem historischen Prozess im Begriff des Normalen zwei Aspekte vereint haben: „The normal stands indifferently for what is typical, the unenthusiastic objective average, but it also stands for what has been, good health, and for what shall be, our chosen destiny.“³³ In seinem Kapitel „The normal state“ aus seiner Untersuchung *The Taming of Chance* (1990) unterfüttert Hacking die Debatte um die Doppeldeutigkeit des Normalen und um die Spannung, die diese erzeugt, anhand eines kurzen ideengeschichtlichen Überblicks.

Jene Doppeldeutigkeit erfasst auch Eviatar Zerubavel in seiner Monographie *Taken For Granted* (2018). Er unterscheidet darin *Normalität als eine unumgängliche Eigenschaft des Alltags* von der *Politik der Normalität*, die Objekte als „markiert“ bzw. „unmarkiert“ bestimmt.

29 Meier (1984), Sp. 797.

30 Hirschauer (2021a), S. 158.

31 Hirschauer (2021a), S. 158.

32 Geisenhanslüke (2022), S. 59.

33 Hacking (1990), S. 169.

Unmarkiertheit sei also nicht nur eine Frage statistischer Prominenz (Alltäglichkeit), sondern auch eine Frage sozialer Dominanz.³⁴

Mit Michel Foucault als einem Schüler Canguilhem's verdichtet sich die Debatte um den historischen Schaffensprozess von politischer Normalität. Foucault entwirft seine These über die Normalisierungsgesellschaft als eine „moderne Emergenz des 19. Jh.s, die das diskursive Ereignis eines neuen historischen Aprioris voraussetzt“³⁵. Mit der *Norm* verbinden sich, so Foucault, Disziplin und Regulierung, sodass sowohl Individuen konstituiert als auch Mengen geschaffen werden können.

Auch Jürgen Link misst dem historischen Prozess der Normal-Ma-
chung größere Bedeutung bei. Im Anschluss an Foucault expliziert Link, dass „Verdatung“ und „Statistik“³⁶ Definitiva und historische Apriori dessen seien, was er als „spezifische ‚Errungenschaft‘ moder-
ner okzidentaler Gesellschaften“³⁷ den *Normalismus* nennt. Link erör-
tert zwar auch ahistorische Konzepte, die heute mit dem Begriff des
Normalen verknüpft werden (wie moralische Normen und Normalität
als Alltäglichkeit), plädiert jedoch entschieden dafür, diese von einem
kulturell produzierten und historischen Normalismus zu trennen. So
möchte ich in einem ersten Schritt im hier anschließenden Kapitel 2
zunächst diverse Theorien vom Normalen sowie ihre historischen Ver-
ortungen kurz darlegen, um zu verdeutlichen, wie es zu jener Verqui-
ckung von ahistorischer, panchronischer und alltäglicher Normalität
mit qualitativen sowie quantitativen Normalitätsbegriffen kam; und
wie das Normale zu jener scheinbar essentialistischen Kategorie gewor-
den ist.

Da jedoch Hirschauer Humandifferenzierung als eine „Form *kul-
tureller* Differenzierung“³⁸ versteht, oder da wiederum mit Baumans
Verständnis Kultur im Allgemeinen ein Ausdruck der menschlichen
Bedeutungs- und Ordnungsstiftung ist,³⁹ bleiben in diesem Sinne von

34 Vgl. Zerubavel (2018), S. 32.

35 Link (2020), S. 283.

36 Link (2020), S. 284.

37 Link (1998), S. 254.

38 Hirschauer (2021a), S.155, meine Herv.

39 Vgl. Månsson (2008), S. 9, in Bezug auf Bauman (1973).

doing culture als *doing difference* Karl H. Hörning und Reuter zufolge immer „Spielräume, „dasselbe anders zu machen.“⁴⁰

Als einen dieser *Spielräume* sehen Friedemann Kreuder und Stefanie Husel das Theater im Allgemeinen, und zeitgenössische Theaterformen im Besonderen. Diese seien geeignet, jene etablierten Erkennungszeichen, die der Unterscheidung von Menschen dienen, nicht nur zu praktizieren, sondern auch aufzuzeigen: Da das Theater im Gegensatz zu anderen Institutionen nicht „primär auf der Basis sprachlicher Strukturen, schriftgelehrter Spezialdiskurse oder populärer Diskurse Humandifferenzierung“⁴¹ betreibt, sondern „diese im Theater vor allem mittels situierter Praktiken des Körpers und seines Umgangs mit Dingen vollzogen und vorgeführt“⁴² werden, „konfrontiert das Theater seine Besucher:innen mit gesellschaftsweiten Humandifferenzierungen aller Art, die es ihnen im Rahmen dramatischer Handlung *vor Augen führt*, reflektiert und reproduziert“⁴³, erläutern Kreuder und Husel.

Auch mir wurde das mir Normale an jenem Abend im Frankfurter Schauspiel, wie geschildert, wie ein Spiegelbild vorgehalten. Auf diese subtile Weise des Vergleichens sah ich eine Darstellung meiner Selbst, ohne dass ich im Scheinwerferlicht stand. So möchte ich Saar Magals Tanzstück *10 Odd Emotions*, das ich an jenem Abend sah, als einen „Explikationsvorgang ästhetischen Wissens“⁴⁴ über das Normale untersuchen, als einen Moment des Vergleichens, des Übersetzens, der „intellektuellen Emanzipation“⁴⁵, wie Rancière es in *Der emanzipierte Zuschauer* nennt. Fußend auf meiner eigenen Seherfahrung möchte ich versuchen zu verstehen, wie das, was mir selbstverständlich, alltäglich und natürlich zu sein schien, mir auf der Bühne als eine kulturell produzierte Praxis erscheinen konnte.

Die in Israel geborene Choreographin und Regisseurin Magal schuf ein eng verwobenes mediales Geflecht aus Tanz, Stimmen, Be-

40 Hörning/Reuter (2004a), S. 11, meine Herv.

41 Kreuder/Husel (2021), S. 183.

42 Kreuder/Husel (2021), S. 183.

43 Kreuder/Husel (2021), S. 183, meine Herv.

44 Vgl. Kreuder/Husel (2021), S. 184.

45 Rancière (2015), S. 18.

1 Einleitung

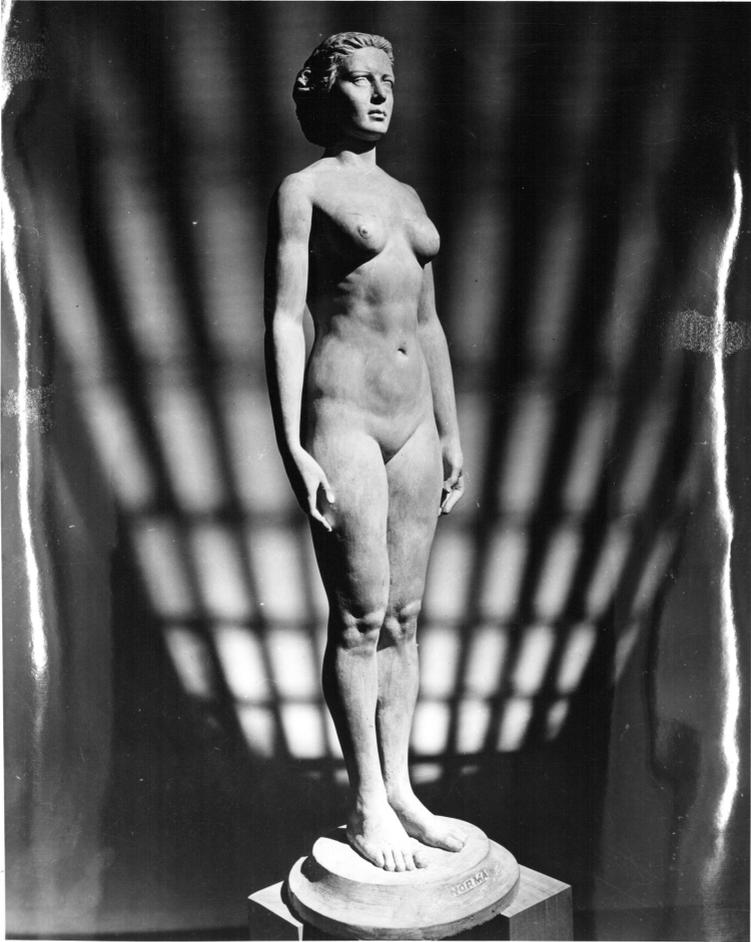


Abb. 1: *Norma*. Abram Belskie und Robert Latou Dickinson. Image courtesy of the Cleveland Museum of Natural History.

1 Einleitung

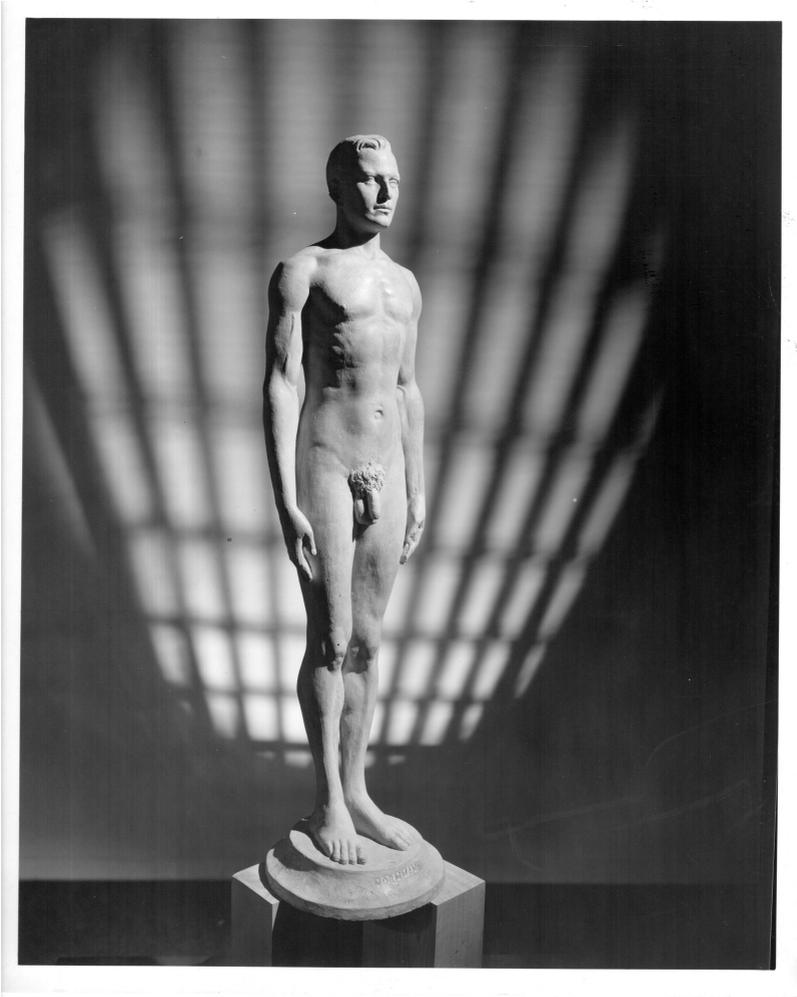


Abb. 2: *Normman*. Abram Belskie und Robert Latou Dickinson. Image courtesy of the Cleveland Museum of Natural History.

Title of ‚Norma‘⁶⁰. Wie sich jedoch herausstellte, entsprachen nicht einmal die Maße der Gewinnerin des Wettbewerbs jenen *Normas*, zu erheblichen Anteilen wichen sie davon ab. Diese Diskrepanz wurde anschließend im öffentlichen Diskurs zu einem Makel sämtlicher Bewerberinnen gemacht und sollte ihnen als Ansporn zur Verbesserung ihres Gesundheitszustands dienen – und damit zur Verbesserung der Gesundheit der ganzen Nation.⁶¹ Skidmore beweist als verleblichte Diskrepanz zwischen *Is* und *Ought*, also zwischen qualitativer Beschreibung einer Tatsache und quantitativer Bewertung nach einem Maßstab, wie Hacking es erfasst,⁶² die zwangsläufige Hervorbringung von Ambivalenz, die mit den Klassifizierungsvorgängen der Moderne einhergeht, wie Bauman es beschreibt.⁶³ Auf Basis der in Kapitel 2 aufgeführten theoretischen Überlegungen möchte ich in Kapitel 3 also auf die konkrete Herstellungs- und Ausstellungspraxis der Statuen *Norma* und *Normman* eingehen, um anhand dieses ausführlichen Beispiels anzuführen, welche Diskurse sich in diesen kulturellen Schaffensprozess des Normalen einspeisen. Dazu stütze ich mich auf wissenschaftliche Untersuchungen durch u.a. Carter (2007), Creadick (2010), Cryle/Stephens (2017) sowie Stephens (2018) und ebenso auf diverse Ausgaben der Tageszeitung, die das Geschehen rund um die „Search for Norma“ ausführlich dokumentierte und kommentierte, nämlich den *Cleveland Plain Dealer*. Im Versuch einer biologisch-kulturwissenschaftlichen Fundierung wurde des Weiteren in der Zeitschrift *Natural History* im Sommer 1945 der Artikel „A Portrait of the American People“ publiziert, in dem der Autor die Frage um die Normalität von *Normman* und insbesondere die *Normas* zu einer Frage vor allem der Nationalität machte.

Doch weshalb ist gerade die Ausstellung der *Norma* und *Normman*-Statuen sowie die „Search for Norma“ von Relevanz, wenn Hacking, Foucault und Link die Entstehung eines neuen, politischen Verständ-

60 *Cleveland Plain Dealer*, 23. September 1945, S. 1.

61 Vgl. *Cleveland Plain Dealer*, 23. September 1945, S. 4.

62 Vgl. Hacking (1990), S. 163.

63 Vgl. Bauman (1996).

nisses des Normalen doch auf den Beginn des 19. Jahrhunderts datieren? Sarah Elizabeth Igo zufolge ist es erst im 20. Jahrhundert dazu gekommen, dass Statistik und Verdattung den Weg in das alltägliche Denken gefunden haben. Erst dann seien Sozialstatistiken in weiter Verbreitung frei zugänglich geworden und hätten sich tiefgreifend auf des Selbstverständnis und die Gesellschaftswahrnehmung der US-Amerikaner ausgewirkt:⁶⁴ „What had been quite unfamiliar several generations earlier had become as *natural* – and invisible – as the air Americans breathed.“⁶⁵ Dabei betont Igo, dass die Verdattung beileibe keine lokal begrenzte oder neuerliche Methode war, dass jedoch der Zweck und die Auswirkungen solch massenhafter Datenerhebungen sich im 20. Jahrhundert dramatisch verändert hätten, und dies nirgends so schnell wie in den USA.⁶⁶

In ihrer Dreidimensionalität und stummen, glatten Materialität sind die *Norma*- und *Normman*-Statuen dabei sowohl Pendant als auch Widerspruch zum leibhaftigen Bewegen und Geschehen auf der Bühne bei Magals *10 Odd Emotions*. Die Erforschung der Statuen bietet somit nicht nur einen fruchtbaren Ansatz zur Untersuchung einer Konstruktionsweise der politischen Normalität im 20. Jahrhundert und zur Erfassung der Diskurse, die bei ihrer Entstehung mitgewirkt haben, sondern in ihrer Ästhetik bilden die Statuen darüber hinaus gewissermaßen einen Vorläufer ihrer leiblichen Verhandlung auf der Bühne.

Dazu erläutere ich in Kapitel 4.1 anhand der Überlegungen Friedemann Kreuders, Stefanie Husels und Jacques Rancières zunächst, welche Voraussetzungen erfüllt sein müssen, damit Humandifferenzierungen im Theater expliziert werden können. Anschließend möchte ich erläutern, wie sich Magal an einer Subversion politischer Normalität versucht. In der Lesart Zerubavels lassen sich bei *10 Odd Emotions* Taktiken des *Backgrounding* sowie des *Foregrounding* erkennen, wie ich in Kapiteln 4.2 und 4.3 darlegen möchte, wie Zerubavel sie beschreibt. In Kapitel 4.4 dann zeigt sich, wie Magal auch sprachliche Fixierungen

64 Vgl. Igo (2007), S. 7.

65 Igo (2007), S. 13, meine Herv.

66 Vgl. Igo (2007), S. 7.

von Humandifferenzierungen kollidieren, bzw. sie aneinander reiben lässt, und wie sie ihre angebliche Kongruenz mit dem Menschen ad absurdum führt. Ein explizites Spiel mit Differenzierungen jeglicher Art spielt Magal insbesondere anhand der „Label“, die die Darsteller:innen im ersten Teil des Stücks deklamieren, nachdem sie ihre Morphsuits abgelegt haben. Im Laufe dieser Kapitel wird sich schließlich zeigen, dass die Essentialisierung von Normalität auf der ihr vorangegangenen Ordnungsleistung des Natürlichen fußt. Diesen Umstand sowie den dem Theater inhärenten Spalt zwischen Darsteller:in und Rolle möchte ich in Kapitel 4.5 genauer beleuchten.

Gerade in seiner Abstraktheit bietet das Tanzstück Magals einen Tiefenraum für die Analyse der „flüchtige[n] und performativ hervorgebrachte[n] Materialität von Humandifferenzierungen: So setzen Körperhaltungen und Bewegungen, Gesten, Mimik, Stimmlagen und Affektpräsentationen Humandifferenzierungen überhaupt erst in Szene.“⁶⁷ Insbesondere Bewegungen, die Differenzierungen (re-)produzieren, können tänzerisch verhandelt werden: „Aufgrund ihres performativen Charakters bringen Tänze Gemeinschaften hervor und erzeugen kulturelle Identität; ebenso bearbeiten sie Differenz und Alterität.“⁶⁸ Magal tangiert mit *10 Odd Emotions* zahlreiche Humankategorien sowie Bearbeitungen des „Menschenmaterials“⁶⁹: Seien es Gender, Class oder Race, nationale Zugehörigkeiten oder Religionen.

Dabei sei die Normalität des Eigenen im Sinne der Selbstverständlichkeit mit eine Ursache asymmetrischer Machtverteilungen, erläutert Hirschauer.⁷⁰ Asymmetrie in Bezug auf die Machtbalance sei zwar nicht

67 Kreuder/Husel (2021), S. 186.

68 Wulf (2007), S. 123.

69 Laut Hirschauer setzen Humandifferenzierungen „unmittelbar an dem an, was in der ethnozoologischen Selbstbeschreibung als persönliche Eigenschaften von Individuen gilt, am ‚Menschenmaterial‘ wie Simmel 1908 formulierte [...]: an Körpern, Sprachen, Geburtsorten, Überzeugungen und Leistungen.“ (Vgl. Hirschauer (2021), S. 156, in Bezug auf Simmel (1992), S. 33).

70 Als einen zweiten Grund für asymmetrische Machtverteilungen nennt Hirschauer die ungleich starke Differenzierung der beiden unterschiedenen Seiten. So werde die eigene Seite differenzierter wahrgenommen, während die andere versämtlicht werde (vgl. Hirschauer (2021a), S. 165).

Auf die Frage hin, was am Ende ihrer Arbeit stehe, antwortet Magal im Interview:

Ich denke, wir müssen uns auch der Erkenntnis gegenüber öffnen, dass wir alle mit dem *Bedürfnis*, ‚den Anderen‘ auszuschließen und herabzuwürdigen, *aufwachsen*. Dass das unbewusst *in uns allen* vorhanden ist. Wie lässt sich das verlernen? Was hilft dagegen?⁷⁶

Magal betrachtet Normalität und sein (politisches) Komplement der Alterisierung also zum einen als ein „Bedürfnis“. Handelt es sich mit der Ordnungsleistung der Normalität/Alterisierung also um eine essenzielle Eigenschaft, die „in der Natur“ „aller“ Menschen liegt? Oder ist sie nicht vielmehr als ein errungener Zustand zu verstehen, der Kategorien schafft – Normalität also ein unvermeidlicher Aspekt von Sozialität, mit dem wir „aufwachsen“, wie sie sagt?

Die folgenden theoretischen Erfassungen dienen an dieser Stelle einer ersten Heranführung an den Gegenstand, um anzuführen, in welcher Lesart Normalität als politisch, aber auch als anthropologische Konstante (des alltäglichen) Lebens verstanden werden kann, um dann zu prüfen, in welchem Maße bzw. auf welche Weise diese Arten von Normalität in *10 Odd Emotions* zum Ausdruck gebracht werden.

76 Programmheft des Schauspiel Frankfurt (2023), S. 13. Saar Magal im Interview mit Alexander Leiffheid, meine Herv.

